

„Also, Herr Karpfen, ein Gläschen Wein, ein
Bischofen, womit darf ich aufwarten? Fühlen
Sie sich ganz wie zu Hause!“

„O, ich danke. Ich trinke selten. Aber wenn
Sie schon wollen, ich bin so frei, ein Gläschen
Whisky.“

„Ich freue mich doch so, Herr Karpfen, ein
ehrdiger Funder, in diesen Zeiten, nein, was! —
Whisky, nein, leider, aber warten Sie, ein ed-
les Schwarzwälder Kirsch. So hm!“

Er beugte sich, das edle Schwarzwälder
Kirschwasser zu holen. Dabei warf er noch
einmal einen Blick in die Zeitung, auf die An-
zeige, ob etwas von einem Funderlohn da-
wäre. Aber es stand nur die Anzeige des Funder-
lohn.

„Na ja, Frauen, wissen Sie, Frauen, ich sage
Ihnen, man kauft ihnen nur diese teuren
Dinge, damit sie sie verlieren, teuer, na, das
heißt, es ist eben bloß ein Andenken, wissen
Sie...“

Sie stießen an. „Fabelhaft, hm, fabelhaft!“
meinte der nette junge Mann und griff wieder
in die Zigarettenkassette.

„Wegen der Kette, ich muß Sie doch bitten,
mit einer kleinen Beschreibung — Sie ver-
stehen!“

„Natürlich. Hm. Also eine ganz normale
Kette, nur in der Mitte größere Perlen, und
eine ganz große... es ist ein Andenken
meiner Frau von ihrer Großtante, ich kenne
daher die Kette, warten Sie mal, vielleicht ist
meine Frau...“

„Nicht notwendig. Stimmt alles, stimmt
alles!“ Der nette junge Mann öffnete die
Kette, kramte ein wenig darin herum.
„Genau die Ihre, ich freu' mich doch so...“

Er zog ein Paket, in weiße Seide gewickelt,
heraus.

„Nicht notwendig. Stimmt alles, stimmt
alles!“ Der nette junge Mann öffnete die
Kette, kramte ein wenig darin herum.

„Genau die Ihre, ich freu' mich doch so...“
Er zog ein Paket, in weiße Seide gewickelt,
heraus.

„Nicht notwendig. Stimmt alles, stimmt
alles!“ Der nette junge Mann öffnete die
Kette, kramte ein wenig darin herum.

„Genau die Ihre, ich freu' mich doch so...“
Er zog ein Paket, in weiße Seide gewickelt,
heraus.

„Nicht notwendig. Stimmt alles, stimmt
alles!“ Der nette junge Mann öffnete die
Kette, kramte ein wenig darin herum.

„Genau die Ihre, ich freu' mich doch so...“
Er zog ein Paket, in weiße Seide gewickelt,
heraus.

„Nicht notwendig. Stimmt alles, stimmt
alles!“ Der nette junge Mann öffnete die
Kette, kramte ein wenig darin herum.

„Genau die Ihre, ich freu' mich doch so...“
Er zog ein Paket, in weiße Seide gewickelt,
heraus.

„Soho!“ wollte er aufbrausen, aber sie unter-
brach ihn: „Von wem hast du sie eigentlich?“

„Von einem ehrlichen netten jungen Mann,
einem Idealisten, Karpfen heißt er. Schmei-
haut man nur unter der Hand.“

„Damit man hereinfällt! Dein netter junger
Karpfen war ein Hecht, mein Lieber! Vielleicht
liest du einmal die Zeitungen gründlicher, des-
halb sind sie ja da, damit du nicht wieder
einem Schwindler aufstößt, der auf diese Art
glänzende Geschäfte macht!“

„Ein fabelhafter Kauf, ein glänzendes Ge-
schäft!“ fiel es Herrn Sempeter ein.

„Dah die Dummen nicht alle werden!“ hörte
er noch seine Frau sagen, dann entschwand sie
ihm und blieb an diesem Tage von einer eifigen
Zurückhaltung ihrem Gatten gegenüber.

Der Teppich

Humoreske von Georg Perich.

„Du meinst also, wir müßten ernstlich daran
denken, uns einen neuen Teppich anzuschaf-
fen?“

„Das meine ich schon längst, aber Du bist ja
immer dagegen gewesen.“

„Bitte“, sagte der Professor, „grundsätzlich
war ich nie dagegen, nur wegen der besonderen
Umstände.“

„Aber nun das Loch darin ist, siehst Du wohl
selbst ein, daß es so nicht weitergehen kann.“

„Das Loch könnte man stopfen lassen. Ich
will aber zugeben —“

„Dah das Stopfen sehr unpraktisch wäre.
Denn wie lange würde es dauern, dann wäre
eine andere Stelle durchgetreten. Schließlich
gibt es noch ein Unglück, wenn jemand mit dem
Fuß darin hängen bleibt und fällt.“

„Ich bin schon zweimal darin hängen geblie-
ben“, versicherte Lolo, die Tochter.

„Daran werden Deine spitzen Absätze schuld
sein“, bemerkte der Vater.

„Aber man wird unseres schadhafte Teppichs
wegen keine neuen Stiefelmoden einfüh-
ren“, erwiderte die Mama. „Und wenn Damen
zu Besuch kommen, kann ich sie nicht bitten,
ihre Schuhe vor der Tür ausziehen.“

„Nein, das kannst Du nicht, und wir werden
in der Tat nicht umhin können — oder man
müßte den alten Teppich entfernen und nicht
wieder ersetzen. Vom gesundheitlichen Stand-
punkte aus —“

„Vom gesundheitlichen Standpunkte aus
könnte man auch die Gardinen von den Fen-
stern nehmen, könnte man ohne Kleider umher-
laufen, weil alle Stoffe Staub- und Bazillen-
träger sind. Aber weilt Du, was die Leute sa-
gen werden? Professoren können sich nicht mal
mehr einen Teppich kaufen, mit denen muß es
Matthäi am Leben sein!“

„Ich habe doch bereits erklärt, daß ich grun-
dsätzlich nicht dagegen bin“, lenkte der Gatte
wieder ein. „Ich werde die Sache mit dem Kol-
leger Niemeyer besprechen.“

„Was hat denn Dein Kollege Niemeyer damit
zu tun?“

„Er war wegen seiner Sprachstudien längere
Zeit im Orient und kann am besten beurteilen,
welche Teppichsorte die haltbarste und schönste
ist.“

Die Frau Professor starrte ihren Mann mit
offenem Munde an. Endlich fand sie die Sprache
wieder. „Willst Du etwa einen echten Teppich
kaufen? Und den haltbarsten und schönsten?
Der würde ja Tausende kosten!“

„Tausende? Das wäre freilich zu viel für
unsere Verhältnisse. Aber Niemeyer könnte
trotzdem mitgehen und uns beim Auswählen
unterstützen.“

Der Gatte konnte dem raschen Gang der Er-
eignisse noch immer nicht recht folgen. „Dann
könnten wir doch“, meinte er nach längerem
Nachdenken und zeigte auf den alten durchlö-
cherten Teppich, „diesen hier für die Aussteuer
verwenden.“

„Aber Mann!“

„Niemeyer erzählte, daß die orientalischen
Fürsten sich zum Beweise ihrer Hochachtung
Teppiche schenken, die Jahrhunderte alt seien.“

„Gut“, sagte die Gattin, „so werden wir un-
ser altes Prachtstück dem Herrn Professor Nie-
meyer zum Beweise unserer Hochachtung schen-
ken. Aber wir wollen damit bis nach der Ver-
lobung warten. Sonst möchte am Ende nichts
daraus werden.“

Büchertisch

In Reclams Universal-Biblio-
thek erschien: Friedrich Griefe: Wittvogel
Eine Erzählung. Mit einem Nachwort von
Gans Knudsen. 80 S. Reclams Universal-
Bibliothek Nr. 6751. Heft 40 Pfg., Band 80
Pfg. Die Menschen, die der norddeutsche Dichter
Friedrich Griefe darstellt, sind von einer
schwerblütigen, verträumten Art, die an die
Gestalten Jens Peter Jacobsens erinnert.
Stets sind sie mit der Natur, mit der Einsam-
keit ihres weiten Landes zu einer seltsamen
Einheit verschmolzen; die menschlichen Seelen
spiegeln gleichsam die rauchenden Kornfelder,
die ännigen Wälder und tiefen Seen. — In
der vorliegenden Erzählung wird die Entwick-
lung einer eigenartigen nordisch-herben Frauen-
gestalt von der Mädchenzeit bis zum einsamen
Tode geschildert. Geschlagene und Sehnüßige,
Triebegequälte und Erlöste, Starke und Unter-
liegende sind mit ihrem Schicksal verbunden,
das über die Wirklichkeit der Erscheinungen
hinaus auf eine höhere, übergeordnete Welt
bezogen ist.

J. A. Barbag d' Aurevilly: Mit verbe-
dten Karten. Novelle. Uebersetzung aus
dem Französischen und Nachwort von Peter
Jaff. 75 S. Reclams Universal-Bibliothek
Nr. 6760. Heft 40 Pfg., Band 80 Pfg. Die
vorliegende Novelle entstand im Jahre 1850.
Zunfünfzig Jahre später nahm sie der
Dichter in sein Werk „Die Teufelskinder“ auf.
Es ist eine Rahmen- und Nebenhandlung, deren besonderer
Reiz darin liegt, daß der Erzählende das letzte
Geheimnis seiner Geschichte selbst nicht kennt.
Nur Ahnung und Andeutung einer dämoni-
schen Leidenschaft hinter „verbedten Karten“
bilden den Spannungsgestalt. Die von byroni-
chem Geiste erfüllte Novelle stellt ein kleines
Meisterwerk dar und zählt durch ihre hinrei-
zende, unvergleichliche Sprachschönheit zu Bar-
bags besten „Teufelskindern“.

Rätsellese

Kreuzworträtsel

1	16	17	2	18	19
		3	20	21	
4				5	
6			7		8
9		10		23	
11	22		12	24	
	15		14		

Wortrechte: 1. Weltpolitik, 2. Buchstaben, 3. Paderborn, 4. Tübingen, 5. Paderborn, 6. Tübingen, 7. Paderborn, 8. Tübingen, 9. Paderborn, 10. Tübingen, 11. Paderborn, 12. Tübingen, 13. Paderborn, 14. Tübingen, 15. Paderborn, 16. Tübingen, 17. Paderborn, 18. Tübingen, 19. Paderborn, 20. Tübingen, 21. Paderborn, 22. Tübingen, 23. Paderborn, 24. Tübingen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altona.
Druck und Verlag: B. A. Sanft, Altona.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altonaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 20

Samstag, 21. Mai

1927

Galgenbögel

Skizze von Alfred Bohnagen-Leipzig.

Im Gaubourg Poissoniere zu Paris sah ich,
wie sich ein Gast mit dem Kellner herum-
qualte, um ein Glas Bier zu bestellen. Er
konnte noch weniger französisch als ich; daher
nahm ich mich als Dolmetscher seiner an.
Auf diesen ersten Erfolg war ich natürlich sehr
stolz.

Er hieß Wirges, stammte aus Rheinhessen,
und war wie ich am gleichen Tage erst in
Paris angekommen. Gleich mir suchte er Be-
schäftigung, wollte sein Wissen bereichern und
goldene Schätze sammeln.

Den Weg dazu hatte er auf die denkbar ver-
kehrteste Weise genommen: am Ostbahnhof ließ
er sich von einem Camelot einfangen und in
das vornehme Hotel de la Tour d'Argent
bringen.

Sonst nur die Hochfinanz oder berühmte Per-
sönlichkeiten abgustehen pflegen und wo man
für die Uebernachtung in einem Himmelbett
a la Marie Antoinette mit der Aussicht auf den
Opernplatz viel Geld bezahlen muß.

In jugendlicher Unerschrockenheit wagte Wirges nicht,
sein Gepäck dort einfach wieder abzugeben, um
sich ein billigeres Unterkommen zu suchen. Er
überredete mich, wenigstens eine Nacht gemein-
sam mit ihm in jenem Hotel zu verbringen.

Zum Schaden meines wenig gefüllten Geldbeu-
tels sagte ich zu und ging, selbst unbekannt mit
den Gefahren von Reisenden, mit Wirges am
Abend im dreifachläufigen Himmelbett eines der
ersten Pariser Hotels zur Ruhe.

Das Geräusch vieler Wagen, Straßenbahnen
Omibusse und Menschen weckte uns zeitig am
anderen Morgen. Vom Balkon herab konnten
wir nun Paris in den ersten Morgenstunden
gerade am Brennpunkt seiner Herzstätigkeit
betrachten.

Dann packte Wirges seine Hand-
koffer, wir reinigten unsere Schuhe notwendig
mit dem Taschentuche und verließen unser Zim-
mer, um irgendwo im Hause unsere Rechnung
zu bezahlen.

Natürlich herrschte hier noch
überall tiefe Ruhe, und nur mit Mühe ließ sich
in den vielen Korridoren ein Zählkellner finden,
der uns auf einem schönen Titelbillet für
Uebernachtung, Bougies und Service (trotzdem
wir nach Wirges' Meinung weder Bougies noch
Services zerbrochen hatten) eine so erkleckliche
Summe abnahm, daß wir uns wie Herzge-
dankten. Erst später haben wir erfahren, daß
es in Paris üblich ist, alle Lichter des Kron-
leuchters ohne Rücksicht darauf, ob sie gebrannt
werden oder nicht (und sie werden nie ge-
brannt!), mit einem Franc für die Nacht zu be-
zahlen.

Unter Louis XIV. und zählte dreißig
Lichter! — In unserer Einfachheit haben wir auch
erst später erfahren, daß wir kein zerbrochenes
Service, sondern ein reichliches Bedienungsgeld
zu bezahlen gehabt hatten.

Wir fanden ein für Pariser Verhältnisse
wohlfeiles und nettes Unterkommen und be-
gannen uns nun in die Vorstädte von Paris, um
Beschäftigung zu suchen. Besonders schwierig
ist das natürlich für jemand, der die Land-
sprache nicht beherrscht. Tag für Tag schlen-
derten wir nachmittags die Boulevards ent-
lang, um wenigstens das Straßenleben in
Paris kennen zu lernen. Da rumpelte uns
eines Tages ein kleiner Kerl mit darschoppe-
ligem Gesicht so heftig an, daß Wirges ihm
gegen alle Gebote der Klugheit ein echt heffi-
sches „Dumme noch einmal, du Ochse!“ nachrief.

Da wendet jener sich, wahrscheinlich aus
Freude über unsere schöne Muttersprache, um
und erwiderte: „Ja, Dicksch! Sind Sie Dicksche,
meine Herren! Ja, wie lang han ich nix Dicksche
hier vernommen. So, und wo fähr's her?“

Muttersprache, Mutterlaute, o wie wonnig
und traum, besonders im Auslande, wo man um
sich herum immer nur haiderwelschen hört und
nichts davon versteht!

Wir waren bald vertraut; er sei ein Elässer
aus Strakbura und ein Deutscher, wie er mich

lig betonte, der in Paris ein großes Delika-
teßengeschäft habe und sich gern unserer an-
nehmen wolle. Der Rheinheffe war Stuckbild-
bauer.

„Für ihn hab' ich Arbeit bei meinem Ruffah
in Sautenib“, sagte der Elässer zu ihm. Aber
für mich, einen Kunstschüler? — „Ja, wird
sich scho au' eppes finden!“ — „Fand sich auch
schon andernorts, denn der Vicomte de Chalot
suche einen Groom.“

„Sie wissen nit, was ein Groom ist? Ha,
richt' eppes gut's. Ein Groom, das ist der
Mitschler, der Begleiter, der Reisemarschall.
Ein Groom ist ganz war Vornehmes. Da
habe Sie nix z' tu, da habe Sie nix als auf-
zupasse, daß die Schätze nit gestohle wird. Und
Sie verdienen viel Geld. Und wenn Sie eppes
gepart habe und die Schätze könne, dann
gehe Sie zur Akademie, und vielleicht zähls
Ihne der Graf, denn er ist e' kunstsver-
ständiger Herr, den ich sehr gut kenne, weil
ich ihm alle Tag die Kunstschätze und Kreise
und Mayonachs und Kuitres und all die schöne
Sach liefere. Also feie Sie nit verschlage; da
nehme Sie an. Und nu los, daß mer Sie
placiere, alsdann fahre mer, hier der Schu-
här, und ich, zu meinem Ruffah nach Sauten-
ib.“

Und so gingen wir denn los: geradeaus,
hinterher, wieder geradeaus, durch eine
Passage, eine krumme Straße hindurch, einen
Bogen herum, wieder geradeaus, rechts herum,
und so weiter. Es war ein beschwerlich langer
Weg, über eine Stunde lang und immer im
Menschengewühl herum.

„So“, sagte unser Menschenfreund zum Rhein-
heffe, „hier ist e' Bierrestorah, da warte Sie
e' Weilsche, daß ich den Mosch da zum Herrn
Grafen hinüber schaff. In dñ Minut bin ich
widder da.“

Und dann gingen wir beiden unseres Weges,
wieder ein paar Straßen herum, dann in ein
anderes Bierrestorah mit zwei Ausgängen.
„Hier warte Sie e' Weilschen, bis ich mit dem
Herrn Concierge geschproche hab.“

Nach „dñ Minut“ war er wieder bei mir:
„Kein fisches“, sagte er. „Aber die Livrah
müßte Sie kaase. Gasse Sie Geld?“

Ich hatte keines, denn eine innere Stimme
gebot mir, meinen kleinen Goldschatz im Brust-
beutel dem Menschenfreunde zu verheimlichen.

„No, wolle sehen, ob mers anders mache
können. Warte Sie ein halb Stund da, ich will
den Concierge beschwäde.“

Aber der Menschenfreund ging nicht zum
Concierge, sondern zum Rheinheffen im an-
deren „Restorah“ und beschwäde diesen, ihm
gegen das Versprechen sofortiger Rückerstattung
seinen ganzen Goldschatz von drei Zwanzig-
markstückchen für mich auszuhändigen. Damit
verschwand der Menschenfreund und wurde
nicht wieder gesehen.

Uns beiden, dem Rheinheffen und mir, hatte
nämlich das Warten so lange gedauert. Wir
fragten jeder für sich den Weg ins Hotel zu-
rück, das wir in ganz kurzer Zeit erreichten.
Der Elässer hatte uns also im Kreise herum
geführt. Im Hotel gab es eine erregte Aus-
einandersetzung, als der Geschäftsführer meinte,
der Vicomte de Chalot möhne wahrscheinlich in
den Balken und der Concierge sei dort sein
Türpförner.

Der Rheinheffe rüstete sofort zur Abreise, das
Geld dazu bekam er von mir. Als ich nun
meine deutschen Münzen am Wechselhalter
des Bahnhofs in Francs umzuwechseln suchte,
kam behutlich unter meinem Ellen-
bogen hindurch eine fremde Hand, die fingernd
am Schalterbrett, gedacht durch einen Knäuel
von Menschen, mein Goldstück zu erlangen
suchte. Aber plötzlich zuckte die Hand zurück.

Der Kerl, dem sie gehörte, erhielt von dem
hinter mir stehenden Wirges einen kräftigen
Schlag auf den Kopf und wurde sofort von der
Polizei ergriffen. Es war unser Menschen-

freund, der Elässer, ein sehr gesuchter Galgen-
vogel, den das Schicksal so schnell ereilte.

Die Polizei war über den Gang sehr erfreut.
Wir aber auch, denn es handelte sich um einen
Verbrecher, auf dessen Ergreifung eine Beloh-
nung ausgesetzt war. Die Belohnung war
immerhin so groß, daß Wirges seinen Aufent-
halt in Paris noch um zwei Wochen verlängern
konnte.

„Disziplin muß sein“

Ein Hühnchen aus der „guten alten Zeit“
von Richard Blasius.

Die Bürgerwehr hatte einen neuen „Särtn
Oberst“ bekommen in Gestalt des Seiler-
meisters Benjamin Pippmann. Die Ernennung
dieses in jeder Hinsicht ehrenwerten Bürgers
zum Kommandanten der Wehrmacht von Schin-
kenburg war nicht so ganz glatt abgelaufen.

Ein hoher Magistrat hatte anfangs einige Be-
denken gehegt, fintelmalen der kleine, etwas
krummbeinige Benjamin Pippmann infolge
seiner Beschäftigung gewohnt war, durch Rück-
wärtslaufen vorwärts zu kommen. Man hatte
befürchtet, des Städtchens Wehrmacht könne
unter seinem Kommando allzu große Neigung
zu Rückzügen „aus strategischen Gründen“ ent-
wickeln. Doch schließlich hatte sein Neuzug um
seiner Gunsten entschieden, allerdings nicht sein
sachdienliches Untergewicht, sondern sein mar-
tialisches Schmuckstück, der in seinem Träger
sah irgend eine Walroß-Wart vermuten ließ.

Pippmann wußte um die Bedenken einer
hohen Behörde und war nun natürlicherweise
vom ersten Tage seines Amtsantrittes an be-
müht, den augenfälligen Beweis dafür zu
erbringen, daß er dennoch der rechte Mann am
rechten Platze sei.

„Disziplin muß sein“, hieß seine Losung, die
er seinen Untergebenen von einem vier Seiten
langen, gegen hundert Paragraphen enthal-
tenen Zettel vorlas, als er zum ersten Male fabel-
rasend die Front abschritt. Das größte Ver-
gnügen bereite ihm der reichliche Schmutz-
tabakverbrauch während des Dienstes. Daher
lautete § 87, Abschnitt 11: „So aber einer sich
ergeiget, daß er unter Gewehr seine Nase fülle,
erhält er zwölf Stunden Prigun.“

Eines Tages meldete sich der soeben von
seiner Tornwache abgelöste Garbist, der Strumpf-
macher Leberecht Hornmeier, zum Rapport bei
Herrn Oberst Pippmann.

„Nu häre bloß amal, Pippmann...“
„Er ist im Dienst. Ich bin sein Oberst.“
„Das „Er“ glaubte Herr Oberst Pippmann dem
alten Fritz nachahmen zu müssen.“

„I nun freilich, das weest ich wohl. Aber
harm Se bloß...“
„Stüllgeschändan!“

Hornmeier lehnte seine Schrotflinte an die
Wand, nahm gemächlich die Hacken zusammen
und kratzte sich mit der Rechten verlegen hinter
den Ohren.

„Was hat Er zu melden?“
„Se, se ham's Schilderhaus gemast.“
Der Oberst wurde küfereißig, gleich darauf
puterrot.

„Wo?“ brüllte er.
„Nu, am Tore.“
„Wer?“

„Das weest ich rich.“
„Mänich, Hornmeier, das mußte doch gefas-
ham.“ Vor Schreck war der Kommandant aus
der Rolle gefallen.

„Ich hab nicht gefasht.“
„Ja, wieso denn nicht?“
„Ich war gerade mal heem gegangen!“
Auf eigenmächtiges Verlassen des Postens
stand zwar die hohe Strafe schimpflichen Aus-
schlusses aus der Wehrmacht auf die Dauer von
zwei Monaten — gänghcher Ausfall hätte
leider die völlige Entwertung Schinkenbure

bedeutet —, aber Oberst Rippmann dachte im Augenblick nur an das gestohlene Silberhaus.
„Was hast du denn heim gelassen?“
„Ich hatte die Schnupftabakdose vergessen.“
Im Augenblick war Rippmann jeder Zoll ein Oberst.
„Insubordination!“ schrie er. „Er bekommt wegen Lebertretung von § 87 Abschnitt 1 Waffengesetz die Strafe.“
„Aber ich habe doch gar nicht geschnupft,“ verteidigte sich Hornmeier, „ich hatte doch eben keine Dose.“
„Und als er sie geholt hatte?“
„Da war ich Schieberhaus weg. Und da bin ich so erschrocken, daß ich's Schnupfen vergessen habe.“
„Aber er hat Schnupfen wollen. Schon der Versuch ist strafbar. Es bleibt bei zwölf Stunden.“
„Aber Rippmann, bis doch nicht gar so dämlich! Schnupfen wollen tut ja doch alle. Da mußte dann doch alle einsperren lassen.“
Der Oberst stutzte, sah Hornmeier sinnend an und meinte: „Wacht halt, aber die Gucke hält! Sagen wir sechs Stunden! Wegge-trait!“
Der Strumpfwirker ging kopfschüttelnd ab. Der Oberst blieb kopfschüttelnd zurück. Plötzlich rief er das Fenster auf und rief dem Seime-eisenden nach: „Willst du nicht die Hinte mit-nähm?“
„Ach so! Na, ich hol sie morgen.“
„Und meckte, die sechs Stunden, die kannte ja auch zu Hause abhaken.“
„Jetzt, 's is schon gut.“

Das Gespenst

Skizze von Hans Land.

In Scheveningen. Spätherbst. Die großen, eleganten Hotels stehen fast leer. Küsten (yon zum Winterschlaf. Nur wenige späte Sommer-gäste wollen noch nicht Schlupf machen.
Im Kurhaufe geistert einsam ein deutsches Ehepaar mittleren Alters. Der Mann, Schuh-fabrikant aus der Potsdamer Gegend, hat das Nützliche mit dem Unangenehmen verbunden, in Amsterdam und im Haag woggenweise seine Ware abgesetzt und dicke Aufträge zu guten Preisen heimgebracht. Seit seiner Fabrik hier lohnende Arbeit auf Monate hin gesichert — und macht nun mit seiner Frau in Scheveningen „Weekend“ für kurze Tage. Erholung nach harter Arbeit.
Das erste Essen im Kurhaufe war glänzend gewesen. In guter Laune nach der üppigen Mahlzeit — es dunkelte schon früh — bestellt das Paar ein Auto, fährt nach dem Haag, um ein Theater zu besuchen. Als es gegen ein Uhr nachts ins Scheveninger Kurhaus zurückkehrt, findet es den greisen Nachtportier in dieser lin-den Herbstnacht vor dem Eingang eingekerkert. Der Alte atmet rasselnd wie ein Asthmastiker. Sieht sehr krank aus. Jetzt fährt er erschreckt aus dem Schlafe auf, geleitet die Gäste zum Fahrstuhl, landet sie im zweiten Stockwerk, bringt sie an ihre Zimmertür, die er aufschließt und schlurft dann matten Schrittes zum Auf-zuge zurück.
Der Chemann sieht dem Alten mitteilend nach, sagt teilnehmend: „Der macht nicht mehr lange.“
Am Tage drauf war das Essen im Gegen-satz zu gestern so jämmerlich, daß das Paar wieder nach dem Haag fuhr, um sich dort für die schlechte Mahlzeit schadlos zu halten. Es schmausste in einer Austerbar. Kam wieder spät nach Scheveningen zurück. Dieses Mal verlor er ein Pöge den Dienst des Nachtportiers. In der Halle begrüßte der Direktor die heim-kehrenden Gäste. Der Chemann fragte ihn nach dem Nachtportier.
„Oh — antwortete der — „er ist nicht mehr.“
Das Ehepaar erschrak. Der alte Mann, der gestern noch hier am Portal schwer atmend ge-schlafen, dann, aufgeschreckt, sie zur Zimmertür geleitet hatte, lag heute schon kalt und tot im Sarge. Die beiden seufzten. Ja — manchmal ging es ungemein rasch mit dem Sterben. Man mußte sich etwas haben wollen, wenn man vom Leben noch etwas haben wollte. Dann schloß ih-nen der Pöge die Zimmertür auf.
Der etwas nervöse Mann merkt gleich, daß sich bei ihm diese nächtliche Ueberraschung et-was auf den Wagen geschlagen hat. Er ver-läßt das Zimmer, sucht ein verstaubtes Ver-derben auf. Als er über den in später Nacht nur wenig erleuchteten Gang in sein Zimmer zurückkehrt, kommt vom anderen Ende des Ganges, ganz in Weiß gekleidet, langsame, schleppenden Schrittes der tote Nachtportier ihm entgegen.
Der entsetzte Ehegatte schreit auf, bleibt ein-nen Augenblick mit gestäubtem Haar wie ver-steinert stehen — dann springt er mit einem

Satz vor seine Zimmertür, reißt sie auf und rettet sich hinein. Er schlägt die Tür zu, riegel-t ab.
Auch Frau Wanda stößt einen Schrei aus, als ihr Mann so hastig und gejaagt hereinström-t. Sie sieht — er ist totenblau, vor Schreck ganz außer sich. Er trocknet Stirn und Wangen mit dem Taschentuch.
„Was ist denn, Emil? Fühlst du etwas? Ist dir was zugefallen?“ Der Mann starrt, stumm in einem Sessel verfunken, vor sich hin, schüt-telt den Kopf und lacht gezwungen auf.
„Weißt du Wanda, meine Nerven sind doch recht herunter. Ich habe schon Sinnesstärkungen. Ich gehe eben ruhig den Gang draußen herum. Wen meinst du, treffe ich dort? — Den toten Nachtportier im weißen Gespenster-kittel. Er nachtravelt — kommt mir entgegen. Die Sinnesstärkung war so zwingend, daß ich die schlurfenden, schleppenden Schritte und den schweren Atem zu hören meinte. Zu-dumm!“
„Ach — Emil, jede plötzliche Todesnachricht erschüttert. Deine Gedanken waren bei dem alten Mann. Noch gestern haben wir mit ihm gesprochen. Das kann einen schon erregen — noch dazu in später Nacht. Da — nimm ein paar Baldriantröpfchen.“
Emil nimmt sie — und schläft trotz der aus-gestandenen Schrecken bald ein.
Der Zwischenfall war vergessen. Als das Paar nach dem wiederum sehr mangelhaften Essen am nächsten Tage Abreisepläne schmie-dete, wollte es sich nach Tisch ins Lesezimmer begeben, um dort den Fahrplan einzusehen. Im Flur reißt der heftige Seemann eine Tür auf — und wer steht in dieser Tür? — Wieder der tote Nachtportier — in weißer Gespenstertracht. Das Ehepaar schreit jetzt einstimmig auf — stürmt den Gang hinunter, stößt auf den Direk-tor, weist stumm vor Entsetzen auf den Gespen-ster, der den Gang entlang schlurft, unmit-telbar hinter ihnen her.
Darauf erklärt der Direktor verlegen: „Der Nachtportier vertritt jetzt zum Saison-schluss den abgereisten Koch.“ So klärt sich alles auf nat-ürliche Weise — auch das schlechte Essen wäh-rend der letzten Tage.

Ruhendes Mädchen

Skizze von Leo am Brühl-Mainz.

Noch war die atemraubende Hitze des Tages nicht gewichen, und die träge, lustlose Südsit-brisse, die durch den graublauen Abend vom Ozean herüberstrich, vermochte keine Einbe-dung zu schaffen. Mitternacht sahen wir auf der Terrasse eines großen europäischen Hotels in Madras und studierten unsere Karten, weil wir am folgenden Tage unsere Indienreise fortsetzen und in das Hochland des Dehkan eindringen wollten. Das Gepäck war bereits geordnet; die Pferde sollten mit dem Frühzug der Süd-Indischen Eisenbahn verladen wer-den.
Ich weiß noch, daß Bill den Fahrplan aus der Hand legte und plötzlich den Vorschlag machte, die Abreise um einen Tag hinauszuschieben und in der Stadt noch ein kräftiges Packpferd hinzuzukaufen.
Dann aber... war es mir mit einem Male, als erwachte ich aus einem kurzen, tiefen Schlaf. Mühsam riß ich die Augen auf, deren Lider schwer und wie gelähmt herab hingen: alles war, wie es gewesen; gegenüber sah Bill, zwisch-nen uns lagen die Karten und Pläne, die Gläser standen da...
„Entschuldige“, sagte Bill unsicher, „ich glaube, daß ich eingeschlafen war. Diese Hitze...“
„Du auch?“ unterbrach ich ihn erschreckt, „ich selbst bin im Augenblick noch geworden.“
„Das kann doch kein Zufall sein!“
„Ruhe, Charlie!“ mahnte Bill. „Rein Auf-sehen. Indien! — das sagt alles.“
Er erhob sich, schaltete das Licht der Tisch-lampe aus und schaute, kaum für einen Dritten merklich, spähend in die Runde. Unterdessen faltete ich die Karten zusammen und leerte mein Glas. Dann schickten wir uns zum Ge-hen an.
„Vergiß den Fahrplan nicht“, sagte Bill stöh-nend, als spreche ihm jemand den Satz Wort um Wort vor.
Als ich das Gestir in die Hand nahm, flatterte ein weißer Zettel auf den Boden. Fast gleich-zeitig bückten wir uns; Bill überflog das Pa-pier in zwei Sekunden und reichte es mir: es war der Abzug eines Kalenderblocks, der die laufende Woche zeigte. Mitten durch das Blatt von Dienstag bis Freitag lief ein starker, schwarzer Strich. Das Sonnabend-Feld zeigte, sichtlich schizziert, eine geballte Faust.
Wir fuhren uns an: heute war Montag. Auch die Bedeutung der Faust war uns klar: früh

am Morgen hatte Bill einen Tempelmächter des Heiligtums von Malapuram, der uns den Eintritt verweigern wollte, etwas ansatz mit der Faust berührt.
„Der Zettel lag vorher nicht in dem Sack?“
„Keineswegs“, gab Bill zur Antwort, „aber jetzt haben wir die Erklärung unseres gemein-samen Einschlafes. Ich bin davon überzeugt, daß irgendeine echt indische Gaukelei oder Gaunerei im Anzug ist. Ich möchte auf das Packpferd verzichten und mit dem Früh-Ex-press reisen.“
In diesem Augenblick trat ein alter engli-scher Offizier, den wir einige Tage zuvor stich-lich kennen gelernt hatten, auf uns zu. Er hatte uns beobachtet und erkundigte sich nun nach den Geschehnissen. Als wir ihm den Vor-gang berichtet hatten, lud er uns noch für eine Weile an seinen Tisch ein.
„Sie dürfen mir noch ein paar Minuten Ge-sellschaft leisten“, sagte er mit einem feinen, etwas überlegenen Lächeln. „Sie wissen, daß ich mich hier ein wenig auskenne, und auf Grund meiner Erfahrungen möchte ich bezwei-feln, daß Sie morgen früh reisen können.“
„Daran soll mich aber doch kein Mensch hin-dern“, meinte Bill.
Der Oberst legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.
„Es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde“, sprach er mit komischer Feierlichkeit. „Aber kommen Sie“, setzte er ernstlich hinzu, „mir fällt da die Geschichte eines eigenen Er-lebnisses ein, die ich Ihnen noch rasch erzählen will. Ueber Ihre Sache reden wir einmal Ende dieser Woche!“
Als wir bequem in unsern Sesseln saßen, begann der alte Herr:
„Als junger Captain rückte ich eines Mor-gens, es ist Jahrzehnte her, mit meiner Ein-gebohrenkompanie in einem südindischen Nest ein, das heute eine richtige Stadt ist. Die Be-völkerung liebte Einquartierungen keines-wegs und machte aus ihrem Mißfallen kei-nen Hehl. Ein fanatischer Bettelmönch fiel mir in die Fügel, und weil ich unter allen Umstän-den auf Ordnung sehen mußte, gab ich ihm mit der Reispeltze einen ansehnlichen Jagdhieb über den feisten Rücken. Der Kerl schrie auf, sprang zur Seite, machte irgendwelche ver-zerrte Handbewegungen gegen mich und ver-schwand in der Menge. Vom gleichen Augen-blick an lahmete mein Pferd so stark auf einer Hinterhand, daß ich mitten in der Straße un-ter dem Gejohle des Volkes abhaken mußte.
Ich bezog Quartier in einem kleinen Cast-rol, dem einzigen damals, der vorhanden war und den man europäisch aufgezäumt hatte; der Besitzer, ein Holländer, ist mir nie zu Gesicht gekommen.
Mein Zimmer war klein und nicht gerade luxuriös ausgestattet. Ein paar alte Möbel standen wie verächtlich umher, ein paar Farbbrüche hingen schief an den Wänden. Das Bett aber war gut, und ich schlief abends sofort ein, ermüdet durch den vorangegan-genen Nachtmarsch und die Einquartierungsar-beiten des Tages.
Ein Schrei, grell und schrill, riß mich plötz-lich in der Nacht vom Lager hoch. Im Ru war ich auf den Füßen.
An der Tür meines Zimmers, die ich doch am Abend zugeriegelt hatte, stand, dunkel-men unbeleuchtet, ein Mädchen. Ein weißes Mädchen! Und schrie so marktschreiernd um Hilfe, daß sich mit ein preffender Ring des Grauens um die Stirn legte. Es war ein jun-ges Ding von etwa sechzehn Jahren und mit einer geschlossenen, blonden Haarkrone um den schmalen Kopf. Wie kam das Kind mit-ten zur Nacht in mein Zimmer? Durch die verschlossene, verriegelte Tür?
Mit einem Sprung war ich bei dem angstge-schüttelten Wesen.
Da... da wandte es sich um, riß die Tür auf und lief vor mir fort. Wie ein Rasender lief hinter dem Kind her, packte noch den De-gen, der an der Wand hing, stürzte die Treppe hinunter, auf die Straße, — so wie ich aus dem Bett gesprungen war — lief, lief, lief im-mer hinter dem schreienden weißen Mädchen her. Wie ein Fieberherd.
Dann sah ich mich am Rande eines Coums, eines der kleinen Binnenseen, die sich am Strand des Meeres entlang ziehen. Das Kind war plötzlich verschwunden, schien in das Was-ser gestürzt zu sein. Ich wartete. Suchte mit schmerzenden Augen die Oberfläche des Sees ab. Wartete. Nichts! Müde und zerfurcht, halb irr in meiner Erregung, wandte ich den Weg zurück.
Am nächsten Morgen. Ich erwache und liege in meinem Bett in dem kleinen Zimmer des Kasthofes. Mein erster Blick fällt auf einen Delbrück, der dem Fenster gegenüber an der

Wand hängt: ich spüre, wie sich mir die Kopf-haut zum Zerreißen spannt, wie sich die Augen brennend meiten: das Bild zeigt ein ruhendes weißes Mädchen. Das Mädchen, das ich in der Nacht gesehen habe. So wie es vor mir her-lief, nackt, das Haar wie eine Goldkrone um das Köpfchen geflochten.
Hatte mich ein Traum geistert? Ich prüfte den Türverschluß. Der Kiegel war von innen vorgezogen. Schon begann ich, über mich zu-lachen, als mein Blick, wie unter fremdem Zwang suchend, über die Wand glitt: der De-gen, den ich gestern Abend dort aufgehängt hatte, war verschwunden. Und er blieb ver-schwunden bis zum Mittag. Da brachte ihn ein-er meiner Leute; er hatte ihn, tief im Boden stehend, draußen am Ufer des Coums gefun-den, an dem ich nachts gewesen war.
Der Oberst nahm einen Schluck Wein und warf die erhaltene Zigarre weg.
„Glauben Sie nicht, meine Herren“, fuhr er dann in seiner Erzählung fort, „daß damit der Spuk zu Ende war. Sechs Tage lang lag ich in dem Teufelsnest, sechs Nächte begab sich, haarscharf, dieselbe Geschichte. Nichts half. Keine Wache, keine Wache. Nichts! Als ich abrückte, rief mir aus der Menge der Bettel-mönch höhnend nach: „Goll ich dir das weiße Mädchen nachschicken, Herr?“
Im übrigen, meine Herren, das weiße Mäd-chen können Sie heute noch sehen. Der Del-brück war ein schlechter Alkoholiker eines Ge-mäldes von Boucher, mit dem Titel „Ruhendes Mädchen“. Jährelang habe ich das Original ge-sucht und fand es endlich“, er wandte sich mit einer leichten Verbeugung an mich, „bei Ihnen. Ja, bei Ihnen in Deutschland. Es hängt in der Pinakothek in München. Wenn Sie einmal hinkommen, dann schauen Sie sich das blonde Kind an, dem ich sechsmal im Nachhinein mit geizigem Degen nachgelaufen bin.“
Der Oberst erhob sich und ging mit kurzen Schritten nach dem grünen Meer hinaus und grübelte über das Wesen der „Dinge zwischen Himmel und Erde“.

Der Motor

Humoreske von Bruno Prochaska-Tulln.

Alljährlich kam in unseren Ort zugleich mit den Schneeglöckchen und Veilchen ein Ringel-spiel. Mitten auf der Wühlweise wurde es auf-gebaut. Von einer mächtigen senkrechten Achse strahlten sternförmig Querbalken aus, an deren Enden mit Ketten befestigte frei schwebende Säge hingen. Das obere Gestänge war von bunten, hausbemalten Bretterwänden verhüllt, und innerhalb dieser prächtigen Trommel wal-tete die treibende Kraft, die aus zehn Straßen-jungen bestand. Eifrig stemmten sie ihre schmale Brust gegen die Querbögel und drehten das Gerüst. Nach zehn Minuten durfte jeder von ihnen einmal umsonst fahren. Das war ihr Lohn. Der Besitzer, ein hagerer, überaus gemüthlicher Wiener, drehte die Kurbel eines ge-waltigen, schon vergoldeten Werkelkastens, läu-tete die Anfangs- und Schlusslocke und ermun-terte die Umstehenden zur Mißfahrt durch höf-lichen Humor. Junges Volk slog lachend und hichernd durch die Luft, und auch alles Volk fühlte sich angezogen. Belebte Herren standen am Rande und ließen sich funkelnde Mädchen-schuhe und schimmernde Strümpfe knapp vor der Nase als unbezahlbares und unbegabbares Vergnügen vorüber gaukeln. Abends in der Dämmerung, wenn die Läden geschlossen wur-den, kamen auch würdige Frauen und Männer, um sich zu vergnügen. Sie zwängten ihre al-ten, umfangreichen Breitseiten in die schmalen Sitze der Jugend, sorgten für Ehrbarkeit im Bezirk der Beine und gaben sich dann ganz der Bönne des Augenblickes hin.
Doch die Zeit steht nicht still. Der Fortschritt verlangt sein Recht. Heuer kam das Ringel-spiel zum allgemeinen Staunen mit einem Mo-tor angetrieben. Der dicke Besitzer war stichlich stolz auf ihn. Er setzte ihn vor den taunenden Augen der arbeitslos gewordenen Straßenjun-gen zusammen, wobei er, die Virginiazugabe im Mund, mit dem Motor liebevolle Zwie-sprache hielt: „Na, Voisl, gleich wenn mirs habn... so, so... äh... nur Geduld... ein brav... so ist recht.“
Der Motor hieß nämlich Alois. Sein Herr hatte ihn so gekauft, weil er ihn liebte wie ein Haustier, einen Mitarbeiter und treuen Genos-sen in allen Wibernärrigkeiten des Lebens. Früher hatte der Motor im Staatsdienste bei den Bundesbahnen viele Jahre zur vollen Zu-

friedenheit gedient, indem er eine Pumpe trieb. Er war tüchtig und hätte es noch weit bringen können. Aber nach dem Umsturz wurde er abgebaut und trat in den Privatdienst über. Auch hier im freien Verufe bewährte er noch einen gewissen Beamtenstolz. Er hatte ein empfindliches Ehrgefühl und legte besonderen Wert auf gute Behandlung. Mit seinem freund-lichen Herrn war er sehr zufrieden, und wenn dieser seine Bestandteile putzte oder ihm mildes Öl einträufelte, schnurrte er leise wie eine Katze, und manchmal puffte er zärtlich kleine Wölchchen gegen dessen Schenke, worauf der Herr immer lächelnd brummte: „Aber, aber, Voisl, tut man denn das?“
Eines darf nicht verschwiegen werden. Er war schon alt und nicht mehr auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Er hätte als Pensionist eher eine leichte Nachmittagsbeschäftigung ge-bräucht als eine Arbeit, die mitunter zehn Stun-den Tagesleistung verlangte. Ueberdies hatte er nicht nur das Ringelspiel selbst, sondern auch die angekuppelte Drehorgel in Gang zu erhal-ten, und da er von Natur aus unmusikalisches war, fiel ihm dies besonders schwer. Freilich hatte er an Regentagen Rast. Aber der Regen war für seinen alten, rheumatischen Körper das reine Gift. Alle seine Gelenke begannen schmerzhaft zu jähnen, und die Schleimhäute der Ventile und die Bronchien der Leistungs-rohre bedeckten sich mit kalarrhaischem Rost, so daß er bei der Arbeit bestig niesen und spuk-nen mußte. Leider gab es auch manche Ver-triebsfächer, woraus das Publikum zumeist triebstillerlich schluderte und sein Geld zurück ver-langte. Der Herr, der nicht allzu viel von Mo-toren verstand, suchte oft stundenlang mit gro-ßer Geduld den Fehler an der unrichtigen Stelle. Gerne hätte der Motor gerufen: „Hier, hier!“, wenn er schon fast mit der Nase an die Fehlerquelle stieß und sie doch nicht bemerkte. Aber der Herr verstand sein qualvolles Wehzen nicht, und das machte den allen, rostigen Bur-schen nur noch nervöser.
So ging das Leben weiter, schlecht und recht. Die Orgel brüllte, das Geld klapperte im Kas-sen, und der Herr war zufrieden. Voisl hingen wurde immer unzufriedener. Eines konnte er nämlich nicht ertragen. Das waren die zahl-losen und unaussprechlichen dummen Witze des Publikums, besonders wenn es eine Störung gab. Vor allem die von ihm entthronten Bu-bben freuten sich boshaft über jede Äußerung seiner Unzulänglichkeit. Und so mußte er schwei-gend viel Unleses hören: „Altes Krepierl... in die Wühlstich gehst er halt... als Kaffee-mühl ging's vielleicht noch... stinken kann er, sonst nichts.“
Das tat weh. Dann kamen täglich nach Bureaufschuß einige Beamte. Von ihnen als ehemaligen Kollegen hätte er wohl einige Rück-sicht erwarten dürfen. Aber auch sie sprachen von Mist. Schund und Graßwerk und bezwei-felten sogar seine Betriebsfähigkeit, was ihm wie ein Messer in die Seele schnitt.
„Er geht wunderbar, meine Herren“, versich-erte der Inhaber eifrig. „Man muß ihn nur richtig behandeln. Gleich wird's wieder gehn, gleich, geht, Voisl!“
Dankbar puffte der schwer gekränkte Motor aus. Eine Träne entquoll einem undicht ge-wordenen Ventil, er ädzte, stöhnte, hustete und spuckte. Und schließlich ging er doch wieder. Aber es half nichts. Gemein und boshaft wie die Menschen nun einmal sind, zogen sie es durch, daß von der Behörde eine Ueberprüfung der Betriebsfähigkeit angeordnet wurde. Es erschien eine Kommission, bestehend aus dem Bezirkshauptmann, mehreren Beamten und einem Monteur. Der Inhaber hatte Voisl glän-zend hergerichtet, gepulvert und gebürstet und mit Betriebsstoff für sechs Stunden gefüllt. Die Herren standen umher, machten ihre üblichen Witze, der Monteur betastete grinsend die ver-mittelte Oberfläche des Veteranen und schüt-telte den Kopf. Und da die Sache weniger eine Amtshandlung als ein Volksfest zu sein schien, setzten sich alle oben hinein, samt Bezirkshaupt-mann und Monteur, um zunächst eine Probe-fahrt zu machen.
„Voisl, jetzt zeig, was Du kannst!“, flüsterte der Herr und drückte den Hebel nieder. Der Motor nahm alle Kraft zusammen, die Luft und auch den Schmerz, blies und puffte. Dann be-gann sich das Gerüst zu drehen. Gleichzeitig dröhnte aus dem Bauche des Werkes wilde, aufsteigende Jaggmusik.
„Schaut“, das Spuckel zart ja wie ein Coasbock“, rief einer von der Kommission.
„Aur vorwärts, alter Siechenhäusler“, kreischte ein anderer wieder vor Lachen.
Da begann es in der Seele des Motors zu hochen. Die geeignete Kreatur bäumte sich auf. Er konnte viel ertragen. Aber beschimp-fen sollten sie ihn nicht. Das nicht. Zähneknir-chen hob sich ein wenig.

schon hielt er mit übermenschlicher Kraft alle Löcher und Fugen zusammen. Das Ringelspiel begann sich immer schneller zu drehen.
„Genug, genug“, riefen die droben. Sie flo-gen schon fast wogerecht, und die Sache störte auf, ein Vergnügen zu sein. Der Inhaber lief herbei, um den Motor abzustellen, der lachte und sprühte wie ein gereizter Tiger. Da gab es einen Knall. Es war dem Motor gelungen, den Hebel, der zum Abstellen diente, abzu-reißen. Vergeblich mühte sich der Besitzer, die Ma-schine zum Stehen zu bringen. Die Räder lie-fen rasend weiter, die Gestalten droben waren kaum mehr zu unterscheiden und bildeten nur noch einen nebelhaften Saturnring, aus dem Hüte, Geldbörsen und Hausschlüssel gespenstlich niedertropften. Ein entsetztes Orgel heulte schon zum zehnten Male ihr ganzes Programm herunter, das durch die rasende Geldschwindigkeit eine grauenhafte Lustigkeit gewann. Stillos fingerte der Herr drunten an dem heißen Mo-tor herum, dann verlor er völlig den Kopf. Aus dem Saturnring ertönte die Stimme des Monteurs, so nah und doch so fern. Sie schien technische Ratschläge zu erteilen.
„Wie? Noch einmal!“ brüllte der verzweifelte Besitzer. Aber im Getöse der höllischen Musik vernahm er kein Wort. Die Stimme von oben verstumte. Er stürzte davon, um einen Fach-mann zu suchen. Doch es gab nur einen einge-nen im ganzen Ort, und da es Samstag war, hatte sich dieser wiederum mit Weib und Kind in den Wald begeben.
Wilde Raserei durchdrönte den Motor. Noch nie hatte er so die Fülle des Lebens empfun-den. Nun fühlte er seine Macht. Nun war er der Herr. Weiter, weiter, rasend weiter. Schon fast eine Stunde lang drehte sich die Kommission, hilflos hängend, gleich wie Käse. Als erster wurde der Bezirkshauptmann see-rkrank. Dann die anderen, dem Range nach. Zuletzt der Monteur. Die Straßenjungen be-gleiteten das seltsame Schauspiel mit wiehern-dem Freudenheul. Die Feuerwehre rückte aus. Doch sie war für solche Fälle nicht gerüstet. Sie hätte höchstens die Schwebenden durch ein Wasserstrahl haben können. Aber die Chy-rusche vor der Öhrigkeit hielt sie ab, ein so wer-tes Mittel zu gebrauchen. Sie berieten zwei Stunden, was zu tun sei. Endlich kam einer auf den Gedanken, versuchsweise wenigstens die unbotmäßige Maschine anzuprühen, damit niemand der Feuerwehre Tatenlosigkeit nach-sagen könne. Sie richteten also den Strahl ge-gen den glühend heißen Leib des Motors. Er glühte auf wie eine angegriffene Riesenschlange. Doch mit übermenschlicher Anstrengung ließ er in unermüdlicher Geselamigkeit weiter, ent-schlossen, nur der Gewalt zu weichen. Da traf ihn ein Strahl mitten in sein glühendes Herz. Es gab einen Knall. Die Feuerwehre ließ den Schlauch fallen und lief unter Hinterlassung ih-rer Helme davon. Der Motor war zertrümmert. Stücke von ihm flogen seitwärts in den Rasen. Die Umlaufgeschwindigkeit des Saturnrings maßigte sich, und allmählich sanken die ge-spannten Ketten mit ihrer Last aus dem Bel-tenraum nieder. Die menschenähnlichen Häu-chen, die man aus den Sitzen hob, atmeten schwach und lasteten Unersättliches. Sie wur-den ins Spital gebracht und erholten sich nur langsam wieder.
Der Motor hingegen war tot. Er war als Geld gestorben, als Rächer seiner Ehre.

Eine Perlenkette

Skizze von Franz Friedrich Oberhauser.

„Also... Sie haben meine Perlenkette ge-funden?“ sagte Herr Simpetter sehr erfreut und hob dem netten jungen Mann einen Sessel zu. Der nette junge Mann nickte mit dem Kopfe und sagte „Ja, ja!“
„Erzählen Sie doch! Wo haben Sie die Per-len gefunden?“ Herr Simpetter öffnete eine Zigarettenkassette.
„Es war auf dem Marktplatz“, begann der junge Mann, „ich kam aus der Gerechtigkeits-gasse. Sie wissen...“
„Natürlich, Gerechtigkeitsgasse...“
„Da ist ein Zigarrengeschäft, Sanftreher & Schnepp, vor dem mir einfallt, daß ich mein Geld vergessen habe. Ich mache also kehrt, eile zurück, will den Weg absehen, bleibe in die Jasomirgottselstraße ein.“
„Natürlich, Jasomirgottselstraße...“
„Bums, sehe ich was. Zu komisch! Sie wer-den es nicht glauben, da hängt die Kette an einem Feuerhydranten! Ausgerechnet! Was?“
„Sehr komisch, wo manchmal diese Dinge verschwinden! Aber ich glaube es Ihnen, Herr... Herr...“
„Karpfen!“ stellte sich der andere vor und er-hob sich ein wenig.